

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 304.

Donnerstag, 30. Dezember.

1915.

(9. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höder.

(Nachdruck verboten.)

Noch war die geplante Verbrüderung dem Publikum ein Geheimnis, noch stieß dieses nach Kräften seinen unrentabel gewordenen Besitz an Minenpapieren ab. Niemand ahnte, daß John B. Waltham in weiser Vor- ausicht des kommenden all diese Papiere auf den verschiedenen Börsen zu godrückten Kurien aufzukaufen ließ und sich in der sicheren Gewissheit rascher Kurssteigerung mit Millionen engagierte hatte. Stand unter dem geplanten Vertrag neben seiner eigenen die Unterschrift von John D. Smith, so hatte Waltham sein Riesenvermögen mehr als verdoppelt. trat Smith dagegen zurück, so verlor der jugendliche Minenkönig den größten Teil seines Vermögens, denn in dem alsdann mit verdoppelter Schärfe entbrennenden Konkurrenzkampf mußten die Minenpapiere erst recht sinken, vielleicht um sich nimmer wieder zu erhöhen.

John D. Smith war jedoch nicht nur sein Mitregent im Minenkönigtum; der gerissenste und skrupelloseste Geschäftsmann, den die neue Welt je gesehen, war er in seinem Privatleben ein Leidetretter schlimmster Art, einer von denen, die mit niedergeschlagenen Augen sich vor der Sündigkeit der Welt entheben und in heuchlerischer Überhebung ihren eigenen Lebenswandel als wohlgefälliges Muster hinstellen. Vom Wohlstand war er dabei kein Freund, sondern erklärte es als Sünde, Bedürftige mit Geldmitteln zu unterstützen, weil man dadurch den Mäßigungssang förderte. In erquidender Bescheidenheit stellte er sich als einen Alsenwöhnten hin, den der Himmel nur deshalb so reichlich mit indischen Schätzen begnadet habe, um zu zeigen, wie herrlich weit man es durch einen exemplarischen Lebenswandel bringen könnte. Kurzum, John D. Smith war einer von jenen augenverdrehenden und unablässigen über die Verderbtheit und Unmoral der sündigen Welt seufzenden Kopfhängern, in deren Herzen wahre Frömmigkeit keine Heimstatt findet, eine von den gerade in Amerika zahlreichen Unnaturen, die hinter dem Mantel ihrer Scheinheiligkeit um so skrupeloser im trüben fischen.

Noch fünf Minuten, und dieser Mann stieg in Gesellschaft eines vollwertigen Gofinanzgenossen in den Wagen! Er würde die niedliche kleine Stenographin sehen! Waltham sah ihn im Geiste schon heuchlerisch erröten, ungläubig der notgedrungenen Erklärung lauschen. Der Heuchler war in seinem ewigen Misstrauen imstande, allerlei Kniffiges zu wittern.

Es litt Waltham nicht länger im Stuhl; ihm war es, als sollte er ersticken. Der alte Heuchler war nicht nur imstande, nein, sicherlich würde er die liebliche Kleine verdächtigen und ihn, John B. Waltham, dazu! Ah — das war, um verrückt zu werden! Wie hatte er nur diese drohende Klappe übersehen können! Smith war imstande, daraus hin die ganze Kombination hinfällig zu machen!

Zum ersten Male in seinem Leben sah sich Waltham ratlos. Eben pfiff die Lokomotive. Noch zwei Minuten und —

Sein Gedankengang verwirrte sich. Mit weit

offenen Augen starrte er auf Luch, die eben eingetreten war und sich nun errötend präsentierte. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Das war ja eine Schönheit, so wundersüß und duftig, so — so traum-schön! Ei zum Henker! Wenn Methusalem selbst in Begleitung eines solch liebreizenden Wesens reisen und ihm glaubhaft machen wollte, das wunderholde Weib sei nur durch ein Missverständnis in den Wagen gekommen — er glaubte es selbst nicht. Wie da vor ihm stand, umflossen von mattschimmernden Spitzen, die schlanken, feinen Linien straff von der knisternden Seide umspannt, keinen Schmuck als Rosen im goldenen Haar und doch unsagbar köstlich geschmückt durch die eigene sieghaften Jugendlichkeit, erschien ihm wie eine holde Offenbarung. Wo hatte er nur seine Augen gehabt! Wie hatte er diesen entzückenden Liebesträger übersehen können!

Unter seinem Blick errötete das Mädchen, ihre unschuldsvollen Augen suchten verwirrt den Boden; die neidische Frage, ob sie ihm gefalle, erstarb auf ihren Lippen. Schon fuhr der Zug langsamer, bunte Signal-laternen glitten immer zögernder an ihnen vorüber.

Da war Waltham mit einem Satz bei ihr und ergriff die Hand der Erschrockenen. „Miss Elgin“, keuchte er wie ein Ertrinkender, der nach einem Strohhalm faßt, „das geht nicht, Sie sind zu schön. Ich kann Ihnen das jetzt nicht auseinanderseken, warum es nicht geht. Halten Sie mich für einen Mann von Ehre?“

„Aber Herr Waltham!“ stotterte die völlig Verwirrte.

„So hören Sie. Die Herren, die zu uns einsteigen werden, sind — ich weiß nicht, was ich sagen soll — es sind Käffern, Fräulein Elgin. Sie würden Ihrer Unwissenheit falsche Motive unterschreiben — mit einem Wort, Sie — Sie müssen es sich gefallen lassen, als meine Frau zu gelten!“

Luch schwankte zurück. Sie begriff ihn nicht, so ungewöhnlich erschien ihr sein Vorschlag. Wohl bewegte sie die zuckenden Lippen, doch sie konnte keinen Laut hervorbringen.

„Zu Auseinandersetzungen ist keine Zeit“, fuhr der Minenkönig fort, der selbst die ruhige Begegnung verloren hatte. „Der Zug hält sofort. Ich bitte, ich beschwöre Sie, Fräulein Elgin, stoßen Sie sich nicht an dem Selthamen in meiner Bitte! Es geht nicht anders. Sie wissen nicht, was für mich von dieser Konferenz abhängt: Ruf, Vermögen, meine ganze Stellung in der Finanzwelt. Es ist ja nur für kurze Stunden, ein umschädlicher Scherz, wenn Sie so wollen. Und Sie verpflichten mich zu ewigem Dank.“

Seine Stimme klang flehend; er war augenscheinlich mit seiner Weisheit zu Ende.

Luch stand noch immer in halber Betäubung; sie begriff nichts von dem ganz unerhörten Verlangen, sie fühlte nur, wie Scham ihr die Kehle würgte und Tränen ihre Augen verdunkeln wollten.

„Nur nicht weinen, jetzt nicht weinen!“ stöhnte

Waltham, dem der Angstschweiß auf die Stirn getreten war. „Ich schwöre Ihnen, es muß sein. Wollen Sie mich im Stich lassen? Hinterher sollen Sie jede Erklärung haben. Die beiden Herren steigen um Mitternacht wieder aus, sie haben ihren eigenen Wagen angehängt. Sie werden sie nie im Leben wiedersehen. John D. Smith ist schon seit Jahren nicht mehr in New York gewesen. — Hergott“, unterbrach er sich stöhned — „da hält der Zug, und dort stehen die beiden im hellen Perronlicht — ja oder nein?“

Als sie immer noch zögerte, beugte er sich flehend über ihre Hand, ohne Rücksicht darauf, daß er von draußen beobachtet werden könnte. „Bitte, bitte“, stammelte er in den rührendsten Lauten, deren seine rauhe Bohstimme überhaupt fähig war, „geben Sie sich an der unwürdigen Rolle her — um meinewillen, Fräulein Elgin! Ich schwöre Ihnen, es entsteht für Sie keinerlei Unannehmlichkeit. Doch mich retten Sie. Alho abgemacht, wollen Sie — wollen Sie meine Frau auf Borg sein?“

Unter seinem flehenden Blick, der sonst so stolz und nun so zerknirscht erschien, konnte sie nicht anders, sie mußte Gewährung nicken.

„Alho dann auf du und du — nicht vergessen! Es ist ja nur für zwei kurze Stunden. Inzwischen schaffe ich schon Nat. Sagen Sie nur zu allem Ja und Amen, ich werde die Unterhaltung schon führen!“

„Doch nicht nur wieder. Ihr Sinn war so benommen, daß sie wieder zu träumen vermeinte.

5.

Waltham war auf die Plattform hinausgeeilt. Gleich darauf sah ihn Luch in Begleitung zweier sehr feierlich anmutenden Herren zurückkehren. Beide alt und bewittert, kahlköpfig und glatt rasiert, schwarz gekleidet und mit weißen Binden.

Zugleich mit ihnen schob sich ein Botenjunge in den Chraum. „Doppelei für Herrn Waltham — liegt schon seit gestern!“ krähte er.

Waltham warf ihm ein Silberstück zu und steckte das Telegramm zerstreut in die Jackentasche; er hatte anderes zu tun, als Devotionen zu lesen. Der Junge verschwand, und im gleichen Augenblick setzte sich auch der Zug wieder in Bewegung. Der bittende Blick des Minenkönigs streifte des Mädchens glutdurchdrücktes Gesicht. „Doch er wußte sich zusammenzunehmen. „Gestatte, liebe Luch“, begann er mit der unbesangsten Miene von der Welt, „dass ich dir meine beiden Geschäftsfreunde zuführe — Herr John B. Smith und Herr Ingerjöll — Frau Waltham.“

Die beiden Herren, von denen Smith mit seinem billardugelärmischen Schädel beinahe die Wagendede streifte, verneigten sich vor Luch so umständlich wie zeremoniell.

„Sie sehen mich aufrichtig überrosscht“, begann Smith dann, nachdem man Platz genommen. „Ich habe Sie immer für einen eingefleischten Junggesellen gehalten.“ Er suchte seine Leichenbittermiene verbindlich aufzuhellen und dienerte gegen Luch, diese dabei mit seinen Groschaugen eingehend musternd.

„War ich auch. Doch jeder Saulus wandelt sich einmal zum Paulus.“

„Schr schön gesagt!“ meinte Smith salbungsvoll. „Doch wie ist mir denn, Ingerjöll, Sie waren doch noch vorgestern mit Freund Waltham zusammen. Warum sagten Sie mir denn von dieser angenehmen Überraschung? — er dienerte wieder würdevoll gegen Luch — „nicht das gerinaste?“

„Herr Waltham schwieg vollständig darüber“, antwortete der Gefragte. Er war Vizepräsident der Smithschen Minenkompanie und pflegte seinem Vorgesetzten gegenüber immer in Demut zu ersterben. „Wirklich, Herr Waltham, Sie sagten kein Wort davon.“

„Das mag stimmen. Man behält sein junges Glück gern für sich.“

„Schr begreiflich!“ meinte Smith. „Nun können wir uns auch Ihr Ausbleiben erklären. Wir hatten nämlich unserer früheren Vereinbarung gemäß Ihren Gatten schon heute vormittag erwartet“, sprach er Luch an. „Wir wollten zusammen eine nahegelegene Mine besichtigen. Nun waren wir im unklaren, ob Sie überhaupt heute noch kommen würden. Ich habe deshalb meinen Wagen gar nicht anhängen lassen, wollte Sie vielmehr überreden, die Nacht hier zu verbringen — das heißt in Madison“, verbesserte er sich. „Wir langten auch erst kurz vor Eintritt des Zuges wieder an —“

„Und haben natürlich noch nicht gegessen“, setzte Ingerjöll hinzu.

„D, das macht nichts“, versicherte Smith. „Ich bin die Genügsamkeit selbst. Am liebsten lebe ich von einer trockenen Semmel und einem Glas Milch. Es geht nichts über Einsamkeit, sie hält Leib und Seele gesund.“

„Nun, meine Frau wird Ihnen etwas Schmackhafteres vorsehen. Darf ich dich bitten, Luch?“

„Frau Waltham wird sich doch nicht selbst bemühen“, wehrte Smith ab.

„Wir werden es wohl angeben müssen“, scherzte Waltham, obwohl ihm die Kehle wie ausgeschürt war. „Meine Frau überraschte mich nämlich. Ich fand sie ganz unerwartet hier im Wagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

In diesen Tagen ging die Notiz durch die Blätter, daß in England sich ein Komitee gebildet, um in einem nationalen Feldzug von einer Woche das Publum davon zu überzeugen, daß es besser sei, sein Geld in guten Büchern als in Zigarren und Weinen anzulegen. Daß so etwas im Land John Bulls noch nötig ist, bleibt ebenso charakteristisch für die englische Kultur wie die Methode lauter Marktschreierei, die man hier wie bei Rekrutenverbürgungen angewendet beliebt. Bei uns in Deutschland sind schon lange jene Klagen der Verleger und Buchhändler über mangelnde Teilnahme des laufkräftigen Publikums verstimmt, es wird viel, allzu viel geschrieben und gedruckt, aber auch viel gekauft. Und dieses Jahr ist es wieder ganz wie früher im Lande der Denter und Dichter, neben den gewaltigen Hochflut von Kriegsbüchern sind wertvolle Werke aus allen Gebieten wissenschaftlicher und künstlerischer Geistesaktivität erschienen. Unbefangener als früher können wir jetzt auch den Wert dieser schaffenden Arbeit erkennen, seit uns der Blick nicht getrübt wird durch die ehrfurchtsvolle Bewunderung fremder und fremdarteriger Literatur, die uns das Eigene immer wieder unterschätzen ließ. klarer als sonst aber wissen wir, was von den Schöpfungen des Auslands innerlich zu uns gehört in ethischer oder künstlerischer Bedeutung, was wir uns innerlich als wahrhafte Vereicherung aneignen dürfen, ohne an uns selbst irre zu werden.

Ein solches Buch ist das eines Dänen, der ganz untergetaucht ist in dem bad deutschen Denkens und Fühlens, der sogar seine Werke in deutscher Sprache niederschrieb, Karl Gjellerups Roman „Leif für das Leben“ (verlegt bei Eugen Diederichs in Dena). Wenige sprachliche Wendungen nur deuten auf die ausländische Abkunft hin, und von dem düsteren, herben Charakter der meisten nordischen Schriftsteller, von ihrem Grübeln und Deuteln ist hier nichts zu finden. Vielmehr geht durch dieses Buch die selige Gemäßigkeit von einem Sinn des Lebens, den der denlende und handelnde Mensch sich in ehrlichem Ringen als festes Fundament seines Daseins zu gewinnen vermag. Schopenhauersche Weisheit in ihrer milden güttigen Form, der Gedanke vom erlösenden Mitleid, von der starken Liebesfähigkeit der Menschenseele gibt diese Gewißheit, die so unaufdringlich die wundervolle Gestalt des greisen Forstmannes verleiht, dessen Trost in den Nöten des Daseins das indische „Karma“ geworden ist. Zu diesem Glauben ringt sich auch der junge, anfangs ganz materialistisch denlende Arzt durch, in dessen freilicher Entwicklung der Dichter eigene innere Erlebnisse niedergeliegt. Seine Liebeswirren sind mit Fontaneschem Verstehen dargestellt, nur mit größerer Herzengewärme. Dabei beherrscht zugleich der Dichter, der so entschieden sich moder-

nen Modeanschauungen widerseht, doch mit reicher Kunst alle Mittel der Wirklichkeitsdarstellung; er weiß in einfachster Natürlichkeit Tiefftes zu enthüllen.

Auch Kurt Münners Berliner Roman „Menschen von gestern“ (München bei Georg Müller) sucht uns in unserem Tieffsten anzupassen, auszudeuten, was vor allem an uns Deutsche in diesen großen Tagen von Welt- und Lebensproblemen herantritt. Er schildert zunächst die Dinge, die noch im vorigen Jahr unmittelbare Gegenwart waren, den großen Eitelkeitsmarkt des Geistes und der Sinne, den zärtlichen Kultus verfeinerter Persönlichkeit, das geistreiche Spiel mit den großen Werten des Daseins, das zwischen die Sehnsucht, aus solcher Verworrenheit herauszukommen, die aber nur zu müder Resignation die Kraft fand. So finden wir hier typische Gestalten der Berliner Gesellschaft, die aber die vornehme Kunst des Dichters individuell belebte, im Mittelpunkt interessante Frauen, die eine, die durch die Mutterliebe erlöst werden möchte aus der Zwecklosigkeit ihres Daseins und die doch so hilflos dem glänzenden Verführer innerlich anheimfällt, die andere, deren Genugleben die Natur unterdrückt, bis diese sich mit Vernichtung rächt. Und in all den schönenformten Nieden, die diese Menschen führen, fliegt nirgends der Gedanke an die Allgemeinheit an, der sie angehören, bis mit einemmal alles anders wird, aus eilem, genüßlichen, faulen Volke ein neues gereinigtes, opferfreudiges Menschenkum erstehen. Es sind manche Szenen in dem Buch, die man lieber wegwünschte, grelle Brutalitäten, die um ihrer selbst willen da zu sein scheinen; man fühlt, hier ist das Werk eines Dichters, der sich langsam loslöst von vielem, was ihm selbst bisher feststand, der auch jetzt noch so viel von jener amoralischen, rein ästhetischen Lebensauffassung mit sich herumträgt, daß er sich schwer in der neuen Zeit zurechtfinden kann, dessen Buch aber gerade dadurch zu einer besonders erlebten Darstellung solcher Übergangsepochen geworden ist.

Auch Wilhelm Schäfer drängte es, in einem Nachwort zu seinem Roman „Lebenstag eines Menschenfreundes“ (München bei Georg Müller) noch ein langes Bekennen über unsre drangvolle Gegenwart. Den Helden seines Buches, Heinrich Pestalozzi, läßt er da zu den Arbeitern unserer Zeit gute Worte reden über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, über die menschliche Seelenkraft, die Wohlschafft der Weltseele in unser irdisches Leben bringt. So wird uns das Leben des edelsten aller Jugendlehrer zum unmittelbaren Vorbild entzückender Pflichterfüllung und leuchtender Menschenliebe, ein Heldenepos, auch wenn es nur einem stillen Heldenkum gilt. Wie es der Dichter versteht, das Leben eines bedeutenden Menschen durch eine das Ewige seines Gehalts stärkende Dichtung zum Kunstwerk, ja zum rein menschlichen Mythos zu erheben, hat schon ein anderer biographischer Roman gezeigt, die Darstellung der Tragik in Karl Stauffens Lebensgang. Auch hier ist aus Wirklichkeit und vorsichtig ergänzender Phantasie ein gewaltiges Städ Leben zusammengewoben. Den ganzen Menschen schildert der Dichter von den unscheinbarsten Anfängen an, die mit all ihren kleinen Bedrängnissen scheinbar so un interessant sind, mit den Nöten eines Menschen, der in kindlicher Güte durch das Leben geht als der „Herrli Wunderli“ unverstanden und belächelt von den anderen, bis erst ganz spät ihm die Möglichkeit wird, all diese Lebensfülle in neuer, menschlicher Jugendlbildung zu offenbaren. So wird es vielleicht zum künstlerischen Nachteil, daß so spät erst das eigentlich Große in diesem Leben erscheint, aber die Wirklichkeit will es so, und es ist gut, daß der Dichter ihr treu blieb und auf künstlerische Gruppierung der Tatsachen verzichtete. Einwand erheben mag man vielleicht gegen den äußeren Stil des Erzählers, der in unmittelbarer Lebhaftigkeit überall das Präsens gebraucht; die zwingende Gegenwart der Schilderung aber, das tiefe innere Miterleben, das bei aller künstlerischen Objektivität uns selbst so ganz erwärmt, sind Eigenschaften, die diesem Buch seinen eigenartigen Wert sichern.

Zum Schluß noch ein Buch, das uns von allem Grübeln über Lebensprobleme behaglich ausruhen läßt, das nichts will, als allerlei hunte Bilder der Vergangenheit in lockendem Spiel aufsteigen zu lassen, Ludwig Ganghofer's Roman „Die Truhe von Truhberg, eine Geschichte aus Anno Domini 1445“ (C. Grottsche Verlagsbuchhandlung, Berlin). Man ist bekanntlich in vornehmen literarischen Kreisen auf den Dichter, der einen so großen Leserkreis um

sich versammelt hat, wenig gut zu sprechen. Bugegeben, daß ihn oft genug eine etwas redselige Empfindsamkeit anwandelt, die bis zum Süßlichen sich verirren kann. Dafür aber verfügt er über eine Leichtigkeit der Erfindung und blühenden Phantasie, eine gestaltenfrohe Schilderungskunst, die doch wenige erreichen können, die auf ihre ästhetische Feinfühligkeit stolz sind. Und von jener viel gefadelten Empfindsamkeit ist in diesem neuen Buch kaum etwas zu finden, das so dreb und kräftig, mit unwüchsiger, oft sehr offenherzigem Humor alte Rittergeschichten erzählt. Einem gewissen Widerspruch zwischen den ernsthaften und den burlesken Motiven wird man ver spüren, auch vielleicht meinen, daß einige Scherze, wie der von dem sich stets besslernden Ritter, reichlich oft wiederleben, und doch dabei sich ohne weiteres griesgrämiges Krittern an der prächtigen Lebensfülle des Buches, das übrigens in manchen Stimmungsbildern auch wirklich Poetisches bringt, von Herzen erfreuen.

K. P.



Aus der Kriegszeit.

Wie man in Italien die Verwundeten verheimlicht. Wer die italienische Volkspsyche näher kennen lernte, mußte mit Recht von dem Enttreffen der Verwundeten die weitgehendste Wirkung erwarten, weitgehender noch als die der Niedergänge und Verluste selbst. Der Italiener ist nicht imstande, Opfer zu bringen, die über sein stark entwickeltes Familiengefühl hinausgehen. Alle Vorgänge des öffentlichen Lebens finden zugleich ihre nervöse Reaktion im Privatleben, und besonders die Frauen sind nicht imstande, ihre Kinder Not und Gefahr ausgesetzt zu sehen für den Begriff „Patria“, der ihnen doch immer mit ein abseitliches Schlagwort für eile Augenblicksempfindungen geblieben ist. Gleich nach Ausbruch des Krieges, so schreibt uns ein Mitarbeiter, als mehrere Massen der Gedienten aufgerufen wurden, umringten mich auf dem Bunde oftmals zahlreiche Frauen, die wütend ihre Fäuste gegen die Behörden ballten und ausriefen: „Was wollen die von unseren Söhnen. Wir haben jetzt zu essen und zu trinken. Unsere Söhne müssen uns bei der Arbeit helfen. Was soll der Unsinn, sie uns wegziehen?“ So ist es verständlich, daß die italienische Regierung mit allen Mitteln dem Volke den Anblick der Verwundeten und Verstümmelten vorzuwehren suchte. Vermochte das Verbot von Verlustlisten auch nicht das Gerücht großer Verluste, die oftmals sogar ins Phantastische vergrößert wurden, zu unterdrücken, so darf man doch nicht verneinen, daß auch die größten Zahlen und überzeugendsten Angaben auf das im wesentlichen nur auf Sinnenreizende reagierende italienische Volk nicht entfernt den Eindruck zu machen vermögen, als ihm eine, sei es nur gelegentliche Abschamung dort herzorzumachen pflegt. „Wie lange“, so fragten sich die Kerner Italiens, „kann es dauern, bis das Volk den Anblick der Massenverwundungen und Verstümmelungen zu sehen bekommen muß?“ Man rechnete dabei nicht zuletzt auf die ungereichende Ausstattung Italiens mit Lazaretten, städtischen Hospitälern und geübtem Krankenpersonal, das gegenüber dem Massenandrang sowohl den Raumansprüchen schnell zu versagen drohte. Um so erstaunlicher berichtet uns die Nachricht von überlässiger neutraler Seite aus Italien, daß man dort Verwundete überhaupt noch nicht in der Öffentlichkeit zu sehen bekomme, sondern daß diese von den Behörden sorgsam verborgen und an abgeschlossenen Stätten gewissermaßen gefangen gehalten würden. Wo nur?, muß man angesichts ihrer ungeheuer großen Zahl fragen. Freilich, die Hospitälern und Sanatorien, die kaum für die Bevölkerung ausreichen, vermögen sie nicht aufzunehmen. Aber Italien verfügt über eine Unmenge großer Villenanlagen in allen Teilen des Landes, die durch hohe Mauern von der Umgebung abgeschlossen sind. Mit ähnlichem Verhältnis und Verpflegung dürfte es dort freilich sättigend genug bestellt sein. Auch in der heitlichsten „Villegiatura“ kann man nicht allein von der schönsten Luft und Sonne leben. Über was tut's? Die Hauptsache, daß das Volk seine verwundeten Angehörigen nicht zu sehen bekommt! Sollte sich jedoch das Schicksal der kämpfenden Familienmitgliedern wohl aller „Vorsichtsmahregeln“ auf die Dauer verheimlichen lassen? Man darf allerdings nicht vergessen, daß der größte Teil der italienischen Landbevölkerung, d. h. die Basis der kriegerfeindlichen Sozialisten, ganz besonders im Süden deshalb

Insel, aus Analphabeten besteht. Diese sind ohnehin gewohnt, von ihren fernweilenden Angehörigen monatelang ohne Nachricht zu bleiben. Denn viele von ihnen, auch falls sie selbst schreiben können, mögen doch ihre Angelegenheiten im Heimatort nicht von Dritten vorlesen lassen. Dazu ist der Italiener auf Grund der eigenen Naturanlage geneigt, alle dauernden Gründe für irgendeine Verzögerungen und Umdämmungen gelten zu lassen. Wie lange indessen das Volk mit veraltigen Mitteln hinter Licht zu führen sein wird, bleibt eine Frage der Zeit: ein Verhängnis, das die Regierung fürchtet, so fehlt sie auch bemüht ist, durch die Wahl solcher absurden Mittel den Zeitpunkt hinauszuschieben.

Die Welt des Irak. Nirgends ist die Spur der Weltgeschichte so gewaltig und fesselnd ins Antlitz der Erde eingraben wie in dem Teile Vorderasiens, der seit der arabischen Eroberung des Irak heißt, und es bleibt ein eigenständisches Spiel der Weltgeschichte, daß die Überlieferung in diesen ältesten Kriegsschauplatz der Welt, der in diesem Kriege wiederum eine wichtige Rolle zu spielen beginnt, das Paradies verlegte, die Stätte des ewigen Friedens. Der Name hat ursprünglich und auch noch bei den großen arabischen Weltreisenden des 10. und 11. Jahrhunderts die Landschaft östlich des Tigris bis zu den persischen Grenzbergen bezeichnet, wurde aber allmählich auf das ganze Flusstromland von Bagdad bis Rostow am Persischen Golf übertragen und umfaßt so auch das merkwürdige Gebiet, das mit den Münzen der Urgeschichte der Menschheit überfüllt ist. Hier blühte das älteste Reich des Mondgottes von Ur in Chaldäa, aus dem nach der biblischen Tradition Abraham in das ferne Westland zog; hier gab Hammurabi von Babylon vor fast vier Jahrtausenden seine vielstaunten Gesetze, die, wie neueste Forschungen festgestellt haben, in wichtigen Grundzügen des Privatrechtes in die byzantinische (Konstantinische) und von da in die westeuropäische Gesetzgebung übergegangen sind. Hier wurd das Pferd als „Esel des östlichen Vergnüglandes“ in die Kulturgeschichte der Völker eingeführt, hier überschritten die Perser erobrend den Euphrat und Tigris auf denselben geflochtenen, außen mit Pech gedichteten runden Schüsselbooten, wie sie genau so Moltke und neuerdings Eduard Sachsen beschrieben haben. Eigentümlich genug mögen sich neben dieser boschinfußlichen Irakflotte die eisengrauen englischen Fluglanonenboote ausnehmen, die jetzt so schwere Verluste erlitten haben. Eins von ihnen war ständig vor dem britischen Konsulat in Bagdad stationiert, zog sich aber nach dem weisen Haftrat-Wahlspruch der englischen Flotte, daß Vorsicht das bessere Leid der Tapferkeit ist, bei Ausbruch der Feindseligkeiten stromabwärts in den Schutz der Stationsschiffe von Rostow und der Bahrein-Inseln zurück. Es sind seit mehr als zwei Jahrtausenden die ersten Kriegsschiffe, die die schlimmsten Fluten der Irakküste durchschneiden; damals unternahm Alexanders des Großen Admiral Nearch seine abenteuerliche Meerfahrt nach Indien vom Tigris aus — ein Wagnis, das weder die Römer in der iranischen Eroberungs-epocha, noch später die lange Zeit auch seegewaltigen Araber zu wiederholen wagten. Seit der Eroberung des Landes durch Oman und Muaviya, den Begründer des Abbassidenkalifats, lag im Irak Jahrhunderte lang der Mittelpunkt der arabischen Welt. Aus aller Welt strömten Kaufleute, Aufseher und Abenteurer jeder Art hier zusammen, so daß die Bevölkerung des Irak ein Element ewiger Unruhen und Rütsche im Araberreiche blieb. Nicht nur in Märchen, sondern auch in der geschichtlichen Wirklichkeit erlebte das Land seine höchste Blüte unter Harun al Raschid, der sich aus einer Despotenloute heraus aus dem kleinen Dorfe Bagdad eine prachtvolle Residenz schuf. Mit dem Sturze der Abassidenherrschaft, deren Glanz an den der deutschen Staufenzeit erinnerte, verlor die allmählich die westgeschichtliche Bedeutung des Irak, bis die Nachrichten von angeblichen phantastischen Blüten des ersten Konkubus Napoleon über einen Überlandzug von Ägypten nach Indien den Pascha von Basra veranlaßten, längs des Euphrat, von Kerbela aus, eine provisorische Erdschangenlinie aufzutragen zu lassen, die später wie eine chinesische Mauer im U-förmigen zur Deckung gegen die Beduinenstreifzüge der mesopotamischen Wüste bestärkt wurde, heute aber längst verfallen und vom Flugsand der Steppe überwogen wurde. Die historische Nacht über dem Irak lichtete sich erst in jüngster Zeit, als die deutsche Orientgesellschaft die Ausgrabungen der alten babylonischen Siedlungen in Angriff nahm. Nun haben die Stürme des Weltkrieges die friedliche

Forschung unterbrochen, aber allen Anstrengungen der Engländer, im Irak eine nicht unbedeutende Truppenmacht zusammenzuziehen, ist kein Erfolg beschieden gewesen, und die letzten Kämpfe im Irak bedeuten wahrlich kein ruhmvolles Kapitel in der britischen Kriegsgeschichte.

Guanschikais Weg zum Throne. Schon lange haben gute Kenner des fernen Ostens Guanschikai's Weg zum Throne vorausgesagt. Dieser Weg wurde von dem einstigen Oberrichter von Chilli mit so viel Kraft und politischer Schlaue beschritten, daß spätere Geschichtsschreiber angewöhnen werden, Guanschikai habe den Machiavelli mit Ruhm gelesen; — aber so weit geht seine Beherrschung der abendländischen Literatur, von der er mancherlei in Übersetzungen liest, nach den Mitteilungen seines alten politischen Beirates Dr. Morris denn doch nicht, und man darf ihn so wenig wie etwa den Fürsten Ito, den einstigen „umgetauchten Kaiser von Japan“, oder sonst einen erfolgreichen Staatsmann des nahen oder fernsten Orients mit dem Maßstab der Politik des Abendländes messen. Das gilt auch für die folgende Erzählung der dunklen Stunden, in denen die Würfel über Guanschikai's Zukunft fielen und über die wir aus den Altenstücken und Urkunden, die die Modernisierung Chinas zugänglich gemacht hatte, beschwürdige Einzelheiten erfahren. Im Frühling 1898, kurz nach dem Tode des Prinzen Kung, sah in Ch'ia unter der Leitung des Kaisers Kuang-fu, dem die alte energische Kaiserin-Witwe damals leidlich freie Hand ließ, die Waa der „Reform der hundert Tage“ ein, die eine solche Fülle überstürzter Edikte der Europäisierung der Staatsverwaltung, des Hauses, der Presse und des Unterrichtes brachte, daß ihr Abdank allein einen hüblichen Band füllen würde. Als aber gar eine katholische Kabinettsoorder Kurzerhand eine Zahl von verachteten und unmüthen Regierungsämtern und Sinekuren auflöste, setzte Pferden, die seit Generationen Läuse von Müßiggängern im Gemüse einträglicher Erpressungen genährt hatten, da schlug sich die Kaiserin-Witwe energisch auf die Seite der Reaktionäre. Kuang-fu, im letzten Moment welltremb, hatte keine Ahnung von der Gefahr, die ihn zu umgarnen drohte. In der unheimlichen Stille seines Winterpalastes, wo ihn der laulose Kaiserherr spionierender Künsten umstürzte, entrollte der ehrgeizige Kaiser das Ahnenbild des gehaften großen Schihuangti und träumte von den Taten des gewaltigen Kaisers und ersten Chingis Chinas, dessen vom vergiftenden Haß der Lage verfolgte berühmte Völkerverbrennung auch eine Revolution grohen Stils von oben bedeutet hatte. Aber er war kein Schihuangti, dieser verweichlichte, launenhafte, mit allen Fehlern der Haremserziehung urchinpathische Mandchu-Mogul, und der Mann, den er zum Vertrauten seiner wilden Hoffnungen, zum Stogisseur seiner Staatsstreichpläne erkor, traute sich die Kraft zu, selbst beim Tod der Zeit in die Speichen zu fallen. Dieser Mann hieß Guanschikai. Es war am 5. August 1898. Zum letzten Male sah der Kaiser auf dem großen ladierten Drachenthron, wo bald wieder die Kaiserin-Witwe einnehmen sollte, in dem düsteren Thronsaal, den die Dämmerung schon erhellt, und vor ihm kniete Guanschikai und schwor, „treulich den Dienst eines Hundes oder Pferdes zu verrichten, so lange noch ein Atemzug seinen Busen belebte“. Da ward er eingeweicht in den Plan des Kaisers, die Kaiserin-Witwe zu entthronen und gefangen zu setzen und durch einen Staatsstreich ein modernes China zu schaffen. Mit Hilfe Yuans. Eine gewaltige Rolle schien dem damaligen Oberrichter von Chilli zu winken — er aber kannte Kuang-fu genug, der bestenfalls eine Nekrose-II.-Natur in starker Verwässerung war, und setzte keinen Dollar auf seine Beständigkeit und Kraft. Er blieb loyal. . . . Schon der nächste Morgen sah Kuang-fu als Gefangener auf der Ozean-Terrasse am südlichen Lotussee im Pekinger Winterpalast, wo ihm chinesische Kräte mit den alten heiligen Mützen bei seiner unglaublichen Nierenkrankheit bald zu Tode führten. Das weitere ist noch in unverblümter Erinnerung. Wie Yuan schließlich ohne gefährliche Erschütterung des Riesenreiches die Mandchu-Dynastie über die Grenze bugsierte, die chinesische Republik schuf und sich zum Präsidenten mit allmählich immer autokratischen bemessenen Vollmachten wählen ließ. Der Weg zum Throne stand offen, um so mehr, als ein seit mehr als zwei Jahrtausenden streng monarchisch regiertes Volk nicht über Nacht zur alleinregierenden Republik belebt wird. Und China braucht gerade jetzt eine strenge Hand.